

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Na!“ Hannes wurde nun auch gereizt durch den befehlenden Ton. „Wurscht wider Wurscht!“ Die Empörung überkam ihn, als er jetzt, da Nero an ihm in die Höhe sprang, das blutende Auge des Tieres sah. Wann dat Tier blind wird, schiden ich Euch die Rechnung. Aber fürericht soll Euren dreckige Jung“ —

Seine aufs neue erhobene Hand wurde festgehalten, der Laufeld schrie ihn an, zitternd vor unterdrückter Wut:

„Untersteht Euch! Wißt Ihr dann net, wen Ihr vor Euch hat, rührt den Jung' net mehr an! Ich schiden Euch den Scherzhant auf den Hals — int Rittchen mit dem, den unschuldige Kinder schlägt!“

„Oho!“ Des Müllers Augen fingen gefährlich an zu funkeln. „Wen seid Ihr dann, dat Ihr hei dat große Maul habt!? Ich sein attarat so viel, wie Ihr. Den Müllerhannes braucht sich für Keinem zu schenieren, für Euch am allerwenigsten, dat Ihr't wißt. Sei haste noch einen“ — er hieb dem Jungen noch einen derben auf — „un nu lauf' un erzähl', den Müllerhannes hat Dir den Hintern beschlagen!“

Seulend lief das Josefche fort. Ein paar Weiber und Kinder hatten sich schon angesammelt, nun fanden sich auch noch einige Männer dazu. Sie zogen alle lachend die Mäuler breit und freuten sich, daß die zwei Großen sich zankten. Der Müller stand wie ein streitbarer Hede. Die Weiber gukten nach ihm: was war der Müllerhannes doch für ein schöner Kerl!“

Jacob Laufeld fühlte sein Ansehen schwinden. Nicht, daß er dem andren an Länge nachgestanden — er war auch hoch wie ein Baum — aber er hatte nicht die gleiche Ochsenkraft. Der Klügere giebt nach, und er war der Klügere.

„Ich gehn eweil,“ sprach er, „die Kirch' darum zu versäumen, wär' wahrhaftigens Gott Sünd'. Aber geschenkt is 't Dir net, Müllerhannes — mir zwei sprechen uns noch einmal!“ Und damit eilte er, anscheinend ruhig, zur Kirche hinüber.

Hannes sah ihm nach mit schallendem Lachen. Dann hücte er sich und untersuchte seinen Hund. Ein gefälliges Weib füllte einen Napf am Brunnen und brachte auch ein Stück altes Schürzenzeug. Gefährlich verlegt schien das Auge des Hundes weiter nicht, das Bluten hörte gleich auf, und Hannes wurde sehr vergnügt. Lange nicht hatte ein solches Gefühl der Genugthuung seine Brust gehoben. Dem hochmütigen Kerl, der dem Besucher nicht einmal entgegenkam, dem hatte er's jetzt ordentlich gegeben! Fröhlich lud er die Leute, die sich so teilnehmend gezeigt, zu einem Schöppchen ins Wirtshaus.

Die Pferde wurden ausgepannt und in den Stall geführt. Der Hund bekam als Schmerzensgeld einen ganzen Teller Braten, der Herr ließ sich auch ein Essen auftragen. Und jetzt hub das Trinken an. Aus einem Schöppchen wurden viele. Die Wirtsstube sah gestopft voll, einen Freitrunf ließ sich keiner entgehen. Und sie hatten den Müllerhannes wirklich alle gern. Die Freude traktieren zu können, stand dem auf dem Gesicht; jeden neu Dazukommenden begrüßte er mit Gallo.

Das war ein Anstoßen: „Prosi! Euer Wohl! Ihr sollt leben!“ „Hannes, auf Dein Specielles!“

Das war ein Gläserklirren, ein Anstrinken und Einschänken, ein auf den Tisch stoßen und nach neuem rufen, ein Tabatsqualm und ein Spägemachen, ein dröhnendes Gelächter und ein wirres Durcheinander. Jeder drängte sich heran, dem Hannes die Hand zu schütteln.

Die Wirtsstube saß längst nicht mehr alle Gäste. Draußen unterm Fenster standen die, die nicht mehr hinein konnten; man reichte ihnen von innen die gefüllten Gläser herans. Manch ein Glas ging dabei zu Scherben, aber das machte nichts, der Müllerhannes zahlte ja alles.

Der war selig, berauscht von dem vielen Händeschütteln, dem mausgesetzten Zutrinken. Jeder hob sein Glas gegen ihn: „Prosi, Hannes!“ Er kannte sie gar nicht alle.

So ging das den ganzen Nachmittag. Die Dorfstraße hinunter brauste der Jubel, und die Kunde flog von Haus zu Haus: „Den Müllerhannes is in Schneiders! Zube, jubel, lassen mir auch dahin geh'n!“

Auch die Kinder rannten herbei und drängelten sich an der Wirtshaus Thür. Müllerhannes rief ein paar näher, das flachs-köpfige Karlchen und das schwarzhaarige Pittchen. Er strich ihnen über die wassergestrählten Scheitel und steckte jedem von ihnen einen Groschen in die Hand:

„Lauf', kauf' Dir ebbes!“

Glückstrahlend stoben die Beiden davon. Und nun saßte eine ganze Schar auf der Gasse Posto, viele Kinderaugen bettelten. Wie eine Tracht junger Fische lauerten sie. Ein besonders kühner stimmte das Martinslied an:

„Seiliger Sanct Märte
Mit den sieben Kerze
Flieg' zu 'nem reichen Mann
Bring' mir en Thaler dann,
Mir einen — Dir einen,
Den frechen Kindern gar keinen!“

Hannes hatte sich erhoben und war ans Fenster getreten; schon stand er nicht mehr ganz fest, sein rundes, jetzt sehr rotes Gesicht strahlte wie die liebe Sonne.

Da wurde der Gesang immer lecker, die Kinder bekamen Mut. Er nickte ihnen zu, sie nickten wieder, die Kinderaugen lachten, die seinen auch.

„Sab — —!“ Ein flamendes Aufatmen.

Müllerhannes hatte in die Tasche gegriffen, wie ein Stern schoß ein blanker Thaler durchs Fenster. Nun lag der auf dem Pflaster.

„Sab — —!“ Noch einer und noch einer! Ein gellender Jubelschrei stieg empor. Hei! wie die Kinderchar über-einander stürzte! Sie rannten, stolperten, purzelten, kugelten. Ein Knäul wälzte sich auf der Gasse. Braun, blond, schwarz, Aermchen, Beinchen, Höschen, Röckchen, dicke Mädchen, dünne Wädchen, rote, blaue, grüne Strümpfchen — alles durcheinander, hundert Fingerchen packten zu, Raufen, Stoßen, Schlagen, Puffen, Kreischen, Jauchzen, Lachen und Weinen.

Der große Mann am Fenster lachte sich halbtot. Wieder griff er in die Tasche:

„Lenche, Trinche, Kettche, Zuppi, aufgepaßt!“

Die erdarbten Thaler des Bäckers Driesch flossen als silberner Regen auf's Straßenpflaster; und nicht nur die Kleinen jingen den auf, auch die Großen. Das war ein Jubel ohne Grenzen. Ein donnerndes Vivat brauste, zog die Dorfstraße entlang hin zu des Laufeld Haus und stieg jauchzend empor bis zum Abendstern.

Nicht einen einzigen Thaler behielt Müllerhannes zurück; es machte ihm gar zu viel Spaß.

Bis spät in die Nacht dauerte die Trinkerei. Nun war es längst kein „Trinken“ mehr. Die Soliden waren heimgegangen, aber die ledigen Burischen, die eben vom Militär zurückgekehrten oder die bald dazu kamen, die hielten bei Hannes aus. Mitternacht war schon vorbei, da tönte noch das Gröhlen zu den Fenstern heraus und störte die auf, so schlafen wollten. Wüste Schreie gelten doppelt laut in der schweigenden Nacht und ärgerten die wachsamten Hunde, daß sie aus ihren Hütten fuhren und Antwort heulten. In den Stoben grunzten die Schweine, verschlafene Hähne fingen an zu krähen. Das ganze Dorf wurde wach gehalten. Nur die harmlosen Kindelein schliefen und träumten vom Thalerregen.

Der Laufeld drehte sich in seinem Bett: so ein Skandal! Aber er freute sich, mochte der nur saufen, immerzu, immerzu!

VI.

Der Maarfeldener Koldes, wie sie den Herrn Pfarrer Arnoldus Cremer zu Maarfelden gemeinhin nannten, saß in seiner Stube und flocht eine Matreufe. Ostern war vorbei — er freute sich, nun mußte es bald lenzen. Dann waren die Male dick und fett und er hoffte ihrer recht viele in den Gräben des häuerlichen Wiesenlandes zu fangen.

Vor sich im Wasserbottich hatte er die Weiden eingeweicht, die waren schon recht storr und zerstachen ihm die Finger, nun, bald gab's junge Nuten, die den Händen nicht so weh thaten, dann wollte er wieder Körbe flechten mit Eifer und Lust, wenn

Das Engeltche*), die bis nach Dorn trug oder gar nach Wittlich, ei, Maria sei gelobt, da konnte sie wohl ein gut Stück Geld dafür kriegen, dann langte es wohl endlich auch zu einem neuen Rod, der alte war zwar noch lange gut, — das Engeltche hatte die blanken Nähte mit Klebruß bestrichen — aber wenn der Herr Dechant einmal vorprechen sollte oder gar die hohe Kirchenvisitation, dann würde es sonst wieder einen Wischer abgeben, wegen unstandesgemäßen Auftretens.

Der schon alternde Mann lächelte, ein bischen Behmut und ein bischen Schallheit war dabei: Jesus, wenn die Herren alles wüßten! Wer flocht denn die schönen Körbe so glatt und fein und weiß und rund von geschälten Weiden, die weithin berühmt waren? Thaten das die Wichterchen in der Lay oder die weißen Frauen am Bach in den Crotten? — Das war sein Geheimnis.

Nachdenklich betrachtete der Maarfeldener Kolbes die Binjenschuh, die ihm an den von der Gicht geschwollenen Füßen saßen. Ja, ein Paar neue Pantoffeln thäten auch not, die hier waren ganz zermürbt, das Engeltchen konnte sie bei aller Geschicklichkeit nicht mehr mit häuslichen Wandsäckchen zusammenslicken. Ja, ja, gut, daß es Frühling ward! Aber nun hieß es auch früh heraus, ehe noch die Gähne im Dorf den Morgen anfröhlichen, und zum Maar gewandert, das im Nebel verschwiegen lag, und die Binjen geschnitten, ehe es Jemand sah. Sacht, nur sacht, daß der Sturmwächter nichts merkte!

(Fortsetzung folgt.)

Sommwendtag.

(Deutsches Theater.)

Der außerordentliche Erfolg, den das Schönherrsche Drama in Wien gehabt, hatte die Erwartungen hoch gespannt. Der erste Akt mit seinen hübschen lebensvollen Milieuszenen wurde in der Auf- führung des „Deutschen Theaters“ ziemlich kühl aufgenommen. Erst ein provocierendes Zischen, das auch weiterhin nach jedem Aktchlusse sich wiederholte, weckte als Gegendemonstration einen etwas leb- hafteren Beifall. Der zweite und vor allem der dritte Akt, der, bei der Letztüre ziemlich eindrucklos verhallend, durch die verleben- digende Kraft der Darstellung wunderbar gehoben wurde, schlugen siegreich durch. Es war ein starker und spontaner Applaus, der den Dichter wieder und wieder vor den Vorhang rief. Die einmal wach gewordene Sympathie sicherte auch dem Folgenden: dem vierten Akt, der, nach den Intentionen des Verfassers Höhepunkt der Handlung, doch in äußerlicher Theatralik stecken blieb und den in einer ergreifenden Symbolstil ausklingenden Schlusscenen freundliche Aufnahme. Im Verhältnis zu Wertmanns „Kreuzwegführer“, der, in Wien gleichfalls zu einem großen Bühnenergebnis gestempelt, hier von dem Berliner Theater gegeben wurde, ist das Schauspiel Schönherr, bei all seiner Melo- dramatik, ein solides, nach innen gefehrtes Werk, das eine Ver- versetzung auf fremden Boden jedenfalls ganz unvergleichlich mehr verdiente.

Der Konflikt zwischen der Familienpietät und dem Freiheits- und Bekenntnisdrang einer zu eigenem Denken erwachten jungen Seele ist ein altes Thema dramatischer und erzählender Literatur. Schönherr führt uns einen katholischen Bauernjudenten in diesem seinen inneren Kampfe vor. In jeder Scene spürt man, daß das Herz des Dichters auf der Seite der Freien ist. Aber die Sympathie setzt sich nicht um in kraftvoll überzeugendes Gestaltungsvermögen. Wie echt und menschlich rührend in ihrer kindlich-kindischen Frömmig- keit mutet die Figur der Mutter, der alten kranken Hofnerbäuerin einen an! Man fühlt die Liebe, mit der der Bursche an ihr hängt, in jeder Regung nach. Auch Hansens Bruder, der Hofnerbauer und sein Weib stehen fest auf eignen Füßen. Welche Operettenhaftigkeit dagegen in dem Chor der Freiheitsjünger, der schmutzen „Wader“- und „Heil“-Muser. In Oestreich mag diese wunderliche von Jungreitmair angeführte germanische Turnerschar, die mit den großen Worten ziellos wie mit Panteln spielt, dadurch ein ge- wisses Interesse erhalten, daß ihre Art an das Gehabene der All- deutschen erinnert! Doch welche seltsamen Freiheitsrepräsentanten wären das! Außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle scheinen diese Jungreitmairer ganz unverständlich, man müßte denn an längst verschollene Burschenschaftsbewegungen, an Vater Jahn zc. zurück- denken. Sie reden von „der Partei“, für die es Gut und Blut zu opfern gelte, von dem „großen Führer“, dessen mächtiges Wort die Jugend zu einem heiligen Schwure fortgerissen hätte, aber es bleibt bei lanter allgemeinen Formeln. Das einzige, was man von „der Partei“ erfährt, ist nur ein Negatives: ihr Gegensatz zum Klerik- alismus. Nirgends sonst eine aus der Enge der Gegenwart in die Lande einer besseren Zukunft sich weitende Perspektive! Statt der Gedanken Worte und immer wieder nur Worte! Hat

der junge Hofner, als er in der Stadt die Schule besuchte, denn nicht ringsumher die tieferen Quellen sprudeln und rauschen gehört, daß er den Wahrheitsdurst seiner jungen Seele mit so abgestandenen Wassern löschen mußte? Oder war es vielleicht bewußte psychologische Absicht, aus der heraus der Dichter „der Partei“ in seinem Drama jenen Stempel jugendlicher spielerischer Unreife aufdrückte? Sollen wir in eben jener Unreife der „Partei“ einen der Reize sehen, die ihr des jungen Burschen Herz gewinnen? Wohl kaum. Dem nirgends verrät eine Bemerkung, daß der Autor mit einiger ironischer Ueberlegenheit seinen Turnern gegenüber stände. Er selber nimmt die Jungreitmairschar ganz ernst und mutet uns ein gleiches zu. Je weniger man hier die inneren Not- wendigkeiten einsieht, um so handgreiflicher freilich sind die äußeren. Gätten Jungreitmair und die Seinen, einen starken Tiefgang, so würden sie sich auf ein Sonnwendfeuer vermutlich nicht so sehr versteifen, denn die Versammlung der unzufriedenen Bauern kann doch wohl auch ohne derlei Symbole gut von staten gehen. Das aber wäre lebensgefährlich für das Stück. Wo bliebe da der bremende, fäulen- sprühende Meißighausen, wo die Turnersprüche und -Sprünge um ihn herum? Wo der Appell an die Hilfe des jungen Hofner, wo der Zwist der Brüder und das tragische Ende? Das alles hängt an diesem einen Faden.

Die Handlung spielt in einem tiroler Wallfahrtsdörfchen. Im Hintergrunde steht man den Neubau einer großen Kirche. Die Honoratioren des Ortes: der Wirt, der Metzger, der Händler und der Gemeindevorsteher, die als Lieferanten alle schönes Geld dabei verdienen, haben den Beschluß in der Gemeinde durchgesetzt. Die Kleinbauern, die nur die Lasten tragen, hallen murrend die Häute in der Tasche. Und auch dem alten, jovial gutmütigen Pfarrer wird es, wenn er die Jahresrechnungen für Pauschieren usw. an die Gemeindeherren aus der Kirchencasse zahlen soll, ein wenig häßlich. Es ist ein bewegtes Treiben in seinem Gärtchen. Der geistliche Herr verhandelt mit den Gemeinderäten, dann kommt strahlend vor Glück die Hofnerin mit ihrem Hans, dem neugeborenen Studenten, um dem Pfarrer noch einmal Dank zu sagen, daß auf seine Fürsorge der Bursch mit einem Stipendium aus der Wallfahrtsstiftung die Schule in der Stadt bis zum Examen hat besuchen dürfen. Nun soll ihr Junge eine Freistelle im Priesterseminar erhalten. Daß ihr Fleisch und Blut einmal vor dem Altare stehen werde — „an Gottes statt, Herr Pfarrer“, das ist der Stolz, die Freude und die Hoffnung des armen Mütterchens. Sie, deren ganzes Leben nichts als Arbeit, Sorge und Opfer war, die bei dem tröstlichen Zuspruch des Herrn Pfarrers sich auf nichts zu besinnen vermag, wodurch sie den Herr- gott hätte erzürnen können, quält sich in banger Sorge um das himmlische Gericht. Aber um ihres Sohnes willen, der als Priester ihr die Sacramente in der Sterbestunde reichen soll — das ist der Trost, der einzige, an dem sie sich in ihrem Gräbeln klammert — aber wird ihr der liebe Gott am Ende doch „verzeihen“. Sie ahnt nicht, daß der Sohn den alten Glauben lange verloren, daß er nur, um ihr, die jede Stunde sterben kann, die furchtbare Enttäuschung zu ersparen, sich scheinbar in die vorgeschriebene Laufbahn drängen läßt. — Alarm entsteht im Dorfe. Man hat den Jungreitmair, den rings in den Bergen verrufenen Pfaffenfeind und Aufwiegler, gesehen, wie er mit seinen Turnern den Weg zum Dorfe hinauskam. Schon lange ging ein Gerücht, er werde kommen, um alle, die mit dem neuen Kirchenbau unzufrieden sind, bei einem Höhenfeuer in der Sommwendnacht zu verjammeln. Mit bösen Drohungen empfangen die Bauern den „Leuteverderber“; man wird das Handwerk ihm und seinesgleichen legen; kein Höhenfeuer, sagt der Vorstand an, soll auf Gemeinde- boden in dieser Nacht entzündet werden dürfen. Hans kennt den Gefürchteten. Als der Trupp, der in dem Gaisjof Kast gemacht, schon abziehen will, trifft er mit ihm zusammen. Jungreitmair weiß, daß die Familie Hofner auf den Bergen eine Wiese besitzt, für die natürlich das Verbot des Vorstandes keine Geltung hat. Und nun angestachelt zu wildem Trotz, entschlossen seinen Plan um jeden Preis durchzusetzen, dringt er in den Schüchternen. Er brandmarkt ihn, wie er hört, daß Hans ins Priesterseminar sich schiden lassen wolle, als feige und ehelos. Die Liebe zu der alten Mutter entschuldigt nichts. Auch die andren hätten solche und schwerere Opfer gebracht. Wie Peitschenhiebe treffen die Worte den Jüngling. Scham und Begeisterung treiben ihn aus sich heraus. Er bekent sich laut zu den Genossen. Auf der Hofnerwiese soll das Sommwend- feuer lodern und alles Volk zu freier Aussprache rufen! Der dritte Akt, der schlaueste und doch der wichtigste, führt in das neu- gezimmerte Häuschen der Hofners. Das alte hat eine Lawine im Frühjahr begraben. Während ist der Abschied des Sohnes von der Mutter, ergreifend in seinem einfachen Pathos, das Bild des Bauernelends, das sich in kurzen markigen Szenen entrollt. Jahr aus, Jahr ein haben Hansens Bruder, der Hofnerbauer, und sein Weib mit dem harten steinigen Boden gerungen. Alles umsonst! Das Weib hat jede Hoffnung aufgegeben, sie möchte auf und davon, das Brot in der Fremde kann nie so hart wie das dieser Heimat sein. Er aber, eine nach außen ruhige, das Leiden still in sich verschließende Natur, will weiter schaffen auf der undankbaren Scholle, selbst ohne Hoffnung, nur damit das Kind, das sie erwarten, eine Heimat habe. Und so giebt er um dieses ungeborenen Kindes willen dem Drängen des Vorstehers, der ihn als Gemeindegeldner von Hans und Hof verjagen könnte, nach und geht mit ihm, die Feiernden von seiner Wiese zu vertreiben

*) Angela.

und den Bruder zurückzuholen. Rittner und Elise Lehmann als das Ehepaar waren hier von prächtiger Gärtheit. Ein kleines Häuflein von Bauern hat sich oben um die Turner versammelt; wie sie den Vorfleher und die Gemeinderäte kommen sehen, schießt sich einer nach dem andern davon. Der Hofnerbauer redet ein auf Hans, erst ohne Erregung mit brüderlichem Sinn, überzeugt, wenn der Jüngere erst wisse, daß es um Hans und Hof sich handle, werde er ihm gern folgen. Als Hans sich weigert, flammt jähe Wut in ihm auf gegen den stets Bevorzugten, der nun nicht einmal diese kleine Bitte ihm erfüllen will. Ein blind geführter Schlag streckt Hans entseelt zu Boden. In furchtbarer Gewissensangst flieht der Bauer zu seinem Weibe. Auf einer Währe aus Zweigen und Stämmen tragen die Turner die Leiche ins Haus. Die alte Hofnermutter aber, die fromme, mit irren, starren Zügen, humpelt zu dem Hansaltärchen, an dem sie Tag für Tag zur Jungfrau gebetet hatte. Still, mit zitternden Händen thut sie die Stränge, die Kerzen und die blinkenden Leuchter hinweg und löst das ewige Lämpchen aus. Mit ihrem Sohn ist auch der Glaube in ihrem Herzen gestorben.

Die Aufführung erfreute durch eine Reihe trefflicher Leistungen. Von Rittner und Elise Lehmann sprachen wir schon; aber überraschend war es auch, wie viel Kurt Stieler aus der im Stück selbst doch ziemlich farblosen Rolle des Hans herausholte. Man mußte ihm gut sein, diesem langen, jugendlich-schönen Wurschen mit dem blassen Mädchen Gesicht, das so gutmütig-liebevoll und dann auch wieder so kühn und frei in die Welt hinausblühte. Das Größte, ein wahres Wunderding von feintönender Charakteristik, war die Hofnermutter der Amalie Schönerchen, die am Burgtheater die Rolle freiert hat und bei Brahms gastierte. Jeden Ton, jede Bewegung hätte man festhalten mögen.

Conrad Schmidt.

Kleines feuilleton.

ip. Die Belohnung. Der alte Lüdecke setzte das Trottoir vor dem Hause. Plötzlich bückte er sich und hob etwas Glänzendes aus dem Schmutz. Sorgfältig wuschte er es am Nerkel ab und betrachtete es neugierig. Er hielt es gegen die Sonnenstrahlen, welche eben über den Baum des gegenüberliegenden Holzplatzes guden. Sei, wie das funkelte! Glänzende Steine waren's, in Gold gefaßt. Eine Brosche wird's sein oder so etwas Aehnliches, dachte der Alte.

Er sah sich ratlos um. Was sing man mit dem Ding an? Lüdecke kratzte sich den Kopf, ließ die Brosche in die Tasche gleiten und setzte seine Arbeit fort. Dabei überlegte er: am besten wäre es, er brächte den Hund zur Polizei. War's eine wertvolle Sache, so könnte eine schöne Belohnung dabei herauspringen. Schließlich aber war das Ding keine fünfzig Pfennig wert und man laßt ihn aus.

Er wollte schon den Briefträger fragen, der eben ins Haus trat. Aber nein. Erst überlegen! Zimmer wieder nahmen die Gedanken des Alten dieselbe Richtung: wenn es gar Diamanten wären! Wenn es eine große Belohnung gäbe! Herrgott, das wäre ein unverschämter Segen für sein ewig leeres Portemonnaie! Bei den paar Groschen, welche Fleischweiderei und Hausreinigung brachten, konnte man fast verhungern. Und zum Hebrigen, das doch auch zum Leben gehörte, war schon gar nie ein Groschen im Hause!

Lüdecke hatte unbewußt bereits zum drittenmal das Trottoir gefegt, als er zu dem Entschluß kam, zunächst von einem Bedmann den Wert der Sache feststellen zu lassen. Dann würde man weiter sehen.

Er schüttelte den Besen, um in seine Wohnung hinarzgehen und sich gleich zum Ausgange anzukerkern. Seiner Alten würde er noch nichts sagen. Die sollte schöne Augen machen, wenn er ihr die Goldstücke auf den Tisch legte!

Der Alte hatte das Handthor noch nicht erreicht, als ein Patterrossenier aufgerissen wurde und ein ungelämmter verstörter Kopf zum Vorschein kam. „Lüdecke! Lüdecke! Lüdecke!“ schrie der eben aus dem Schlafe gerissene Hauswirt. „Suchen Sie, Lüdecke, ob Sie nich 'ne Brosche finden! Meine Tochter war gestern abend zum Besuch hier. Nu schreibt mir ihr Mann, daß sie 'ne Brosche verloren hat. Das Ding is 'n paar Dausend Mark wert! Suchen Sie, Lüdecke! Vielleicht liegt se hier irgendwo rum. Ich komme ooch gleich.“ Das Fenster krachte zu.

Lüdecke blieb verwirrt im Handthor stehen. „'n paar Dausend Mark! 'n paar Dausend Mark!“ murmelte er immer wieder vor sich hin. Heimlich, schon zog er die Brosche hervor und ließ die Edelsteine in der höher gestiegenen Sonne blitzen. Und plötzlich, ganz plötzlich schoß es ihm in den Sinn: wenn er den Hund behielte! Wenn er ihn heimlich verkaufte — alle Not hätte ein Ende!

Aber im nächsten Moment slog der Besen in eine Ecke des Hausflurs und Lüdecke stieg die fünf Stufen zur Wohnung des Hauswirts empor. Krampfhaft hielt er den Schwanz in der Hand, als er die Glode zog.

Der Hauswirt war gerade dabei, sich stuchend die Weste anzuziehen, als Lüdecke eintrat.

Der Alte hielt seinen Hund hoch und stotterte: „Da — da — is sie, Herr Warning.“

Warning stand wie angenagelt, dann riß er seinem Hausverwalter die Brosche aus der Hand: „Wahrhaftig! Sie is et!“

Er drehte sich wie tanzend vor Freude herum. Dann umarmte er den Alten: „Lüdecke! Das verzeß ich Ihnen nich! Ja hab's immer gesagt: der Lüdecke, das is 'n oller, ehrlicher Seemann! Da jebis nicht dran zu tippen! Woll'n Se 'ne Tasse Kaffee mittrinken? Mutter, bring' die Konjakkpulle!“ Warning war außer sich. Er griff in die Tasche und holte ein Geldstück aus der gestickten Weste: „Da, Lüdecke! Alles wat recht is, aber de Ehrlichkeit muß belohnt werden!“

Lüdecke sah auf die Münze, ohne einen Finger zu bewegen. Er drehte nur die Mühe verlegen in den Händen: „'n Thaler, Herr Warning?“

„Nehmen Sie man! Bloß nich zu bescheiden! Sonst kommen Se in Ihr'n Leben zu nicht!“

Der Alte schloste einige Male in sich hinein. Dann sagte er mit einer plötzlichen Anstrengung: „Nicht für ungut, Herr Warning. Aber gefehlich ha'ch doch woll mehr zu verlangen.“

„Was?“ Der Hauswirt trat entsetzt einen Schritt zurück; die Zornadern schwellen; er riß die Augen weit auf und schrie: „Sie Hungerleider! Was fällt Ihu' ein! 'n Thaler is Ihu' noch zu wenig?“

„Eben, weil ich 'n Hungerleider bin, Herr Warning.“ sagte Lüdecke mit zitternder Stimme.

„Jannisch kriegen Se for Ihre Frechheit!“ schrie Warning und ließ den Thaler in die Tasche gleiten.

Lüdecke wandte sich zum Gehen: „Denn muß ich wo anders mein Recht suchen.“

„Ach sol' Anzeigen woll'n Se's?“ Der Hauswirt trat mit boshafter Miene dicht an den Alten heran. „Is jut! Das versuchen Sie man! Aber —“ er sah Lüdecke drohend an — „denn sind wir geschiedene Leute, verstanden! Hausverwalter krieg' ich so viel wie ch haben will! Jeden Tag! Um so 'nen Posten reißen sich die Leute!“

Der Alte wurde kreidebleich: „Herr Warning! Se werden doch nie allein Mann nich auf de Straße jeken!“

Warning lächelte niederträchtig: „Jawoll! Machen wir! Wer mir anzeigt, for den is keen Platz in mein Haus!“ Seine Stimme nahm einen milden, überredenden Ton an: „Machen Se sich doch nich mißfällig, Lüdecke! Um so 'n Quart von Broschel hier nehmen Se den Thaler und alles bleibt bei'n alten.“

Lüdecke zitterte. Er nahm den Thaler und schlich hinaus.

Theater.

Neue Freie Volksbühne (Velle-Alliance-Theater): „Schlagende Wetter.“ Drama in vier Akten von Marie Eugenie delle Grazie. — Der in Wien lebenden Dichterin des grandiosen Revolutions-Epos „Robespierre“ hier auch einmal als Dramatikerin begegnen zu können, war uns höchst interessant. Die Aufführung ihres sozialen Bergwerksdramas „Schlagende Wetter“ mußte daher in doppelter Hinsicht die Wirkung eines literarischen Ereignisses erzeugen. Hierfür sprach denn auch die begeisterte Aufnahme, welche dem Stück am letzten Sonntag bereitet wurde. Der behandelte Stoff trägt in sich von Haus aus des tragischen Elements genug; Graufigeres als eine Grubenkatastrophe, Gefährlicheres als der Beruf eines Bergmanns läßt sich kaum finden. Der Mensch ist hier mehr dem wo anders den geheimnisvollen Mächten der Natur mit Leib und Leben überantwortet. Wird dem noch das sociale Moment zugefügt, so rollt sich eine wirklich moderne Tragödie auf. M. delle Grazie hat sie zu gestalten versucht. Den Arbeitern, die um fargen Lohn tagaus tagein Gesundheit und Leben wagen müssen, ist in der Person des Bergwerksbesizers Liebmann die großkapitalistische Gier gegenüber gestellt. Sie fragt nichts nach Menschenopfern; sie schreitet kaltblütig über Blut und Leichen, wenn sie nur Befriedigung findet. Durch die Kraft und Intelligenz der Arbeiter bringt sie tief in die Eingeweide der Erde, die sie, nicht achtend der drohenden Naturgewalt, rastlos nach Schätzen durchwühlen läßt. Jedes Stück Erz und Kohle muß sich aus Licht des Tages geschafft, zu Gold verwandelt. Jeder Bergwerkschacht, aller Schweiß und alle Mühe der Grubenleute gilt dieser Kapitalistenfesse lediglich als Neuzugewinn, als Addition und Multiplikation von Gewinnzahlen, die ins Unendliche wachsen. Liebmann verfährt nicht anders, als sein verstorbener Vater, der seiner Profitgier zahlreiche Arbeiterleben geopfert hatte. Noch mehr: er nahm die Tochter eines seiner Grubenleute zur Frau. Vielleicht war es bloß ihre Schönheit, die ihn reizte. Vielleicht aber hoffte er auch, durch diese Verbindung erst recht die Arbeiter als willenlose Sklaven in seine Gewalt zu bekommen. In der Betonung gerade dieses Moments wäre nun der Anreiz zu einer großen Menschentragedie gegeben. Möglich, daß er der Dichterin vorschwebte. Indessen ist sie doch von diesem Wege abgewichen. Der Konflikt, den sie in die Seele der Frau gelegt, ist gewiß menschlich begrifflich und wahr. Ihre Liebe wird durch die Geldgier des Mannes erschüttert. Und da ihr Herz doch zu fest an die Tagel des Lebens der Arbeiter gekettet ist, lehrt sie zurück. Symbolisch genommen, mag das richtig sein; dennoch ist es eine Schwäche. Die Frau steht nämlich als Kompromißfigur zwischen Liebmann und den Arbeitern. Und auch das Kinder mädchen Agnes hat nichts weiter als eine vermittelnde Aufgabe zu erfüllen. Das ist die zweite, allerdings kleinere Schwäche des Dramas. Die dritte sehe ich darin, daß die Häuserbelegenschaft von ihrem einmütigen Entschluß, nicht in den gefahrdrohenden Schacht hinabzusteigen, sofort abläßt, als Liebmann erklärt, ebenfalls mitzugehen. In Wahrheit wäre es doch wohl anders gekommen! Mit dem dritten Akt

ist ferner das Drama zu seinem logischen Abschluß gelangt. Der vierte mit seiner Lebensabrechnung zwischen Liebmann und Georg, die beide veröhnt den Tod finden, mutet doch überwiegend als theatralischer Effekt an, wofür der Dichterin, nach Grillparzers Vorbild, nicht das geheimnisvolle Schicksal vorgezeichnet hat, das nun hier eingreifen mußte. Ein technischer Mangel ist endlich in einigen zu viel redenden, zu wenig handelnden Nebenfiguren zu erblicken. Dem schwindstüchtigen Ammerl, welches durch zwei Akte bettlägerig phantasiert und stirbt, hat Hauptmanns Hannele zum Vorbild gebietet. Uebrigens verstand es die Dichterin, durch diese Figur eine ergreifende tragische Wirkung zu vermitteln. Johann Gruber, der alte Bergmannsinvalid, ist in seinem Trotz und Haß und Stolz vorzüglich gezeichnet. Mehr oder weniger gut, mehr oder weniger überzeugend sind die anderen Personenzeichnungen gelungen. Doch bewährt sich M. delle Grazie als Dramatikerin von einer beinahe männlichen Kraft und Energie. Ihre Sprache ist herb, schlagkräftig, eindringlich weich, ohne Sentimentalität. Man verspürt überall das Fluidum der echten Dichterin, die nach großen Zielen strebt. Die Aufführung kam im ganzen als gelungen bezeichnet werden.

e. k.

Musik.

Es ist doch eigentlich nichts leichter, als eine künstlerische Leistung zu vollbringen. Man braucht nur einfach erstens das Können beherrschen, das es auf dem betreffenden Gebiete giebt — und das übernimmt man in einem Studium von so und so vielen Jahren aus den Händen der Vorgänger; und zweitens muß man mittels dieses Könnens aus dem eigenen Innern heraus etwas zu sagen haben. Sonst ist nichts zur Kunst nötig! Hat man nichts deraartiges zu sagen, so läßt man es einfach bleiben. Läßt man es nicht bleiben, so wird die Sache allerdings gefährlich. Es wird dann z. B. das Klavierquartett in H-moll op. 14 von Robert Schumann daraus. Der Komponist (geb. 1805), Kompositionslehrer an der hiesigen königlichen Hochschule für Musik, verdienstvoll durch die Pflege eines sonst wenig vertretenen Sondergebietes, der mehrstimmigen Gesänge für Frauenstimmen, ist nicht nur bereits seit einiger Zeit bekannt, sondern besitzt auch, namentlich in den zur Hochschule gehörenden Kreisen, einen lokalen Anhang, wie er sich schließlich überall leicht um einen das Können beherrschenden und in maßgebender Stellung befindlichen Mann bildet. Wir haben schon schon ein oder das andere Mal in diesem Zusammenhang erwähnt. Jene Beherrschung des Könnens vermag so weit zu gehen, daß ein Werk nicht nur regelrecht gearbeitet ist, sondern auch manchmal vorzüglich klingt. So das erwähnte Klavierquartett am Schluß des ersten und im Verlauf des mittleren (Andante-) Satzes. Charakteristisch ist, daß der dritte, letzte Satz auch nicht einmal das bietet. Allerdings ist es in der Form der Sonaten, Quartette und Symphonien gerade das Finale, das die meisten Ansprüche an den Erfindungsreichtum des Autors stellt; hier verrät sich eine, in den Mittelsätzen verhältnismäßig leicht zu verdeckende, Unzulänglichkeit am ehesten. Es ist wie bei den vielen Dramen, in denen die Kraft des Autors bis zu dem vorletzten Akte reicht und dann versagt. Schumanns Finale in jenem Quartett ist aber auch von einer tödlichen Bedigkeit — gleich einem fortwährenden Sprechen in korrekt gesehnen Worten ohne irgend ein Sagen, dem Auffüllungsmaterial eines konventionellen Gesellschaftslebens. Im Grunde freilich ist Schumanns Quartett auch an seinen wirkungsvollen Stellen Professorenmusik. Die nähere Unterscheidung dieser von der Kapellmeistermusik — dort mehr die gründliche Langeweile, hier mehr der geschickte Prunk, u. dgl. — mag einem Musiknaturhistoriker verbleiben.

Das Professoren-Trio Barth-Wirth-Hausmann war es, das (am Donnerstag in der Philharmonie) dieses Quartett ausführte, unterstützt von Joachim. Wir kennen jenes Trio schon: ein guter Klavierspieler und zwei noch bessere Streicher. „Gut“ — das bedeutet nicht etwa eine Musilantennatur, der die innere Flamme der Kunstfreude in jedem Griff hervorloberet; das bedeutet hier vielmehr sozusagen den Klavierbeamten, der wie andre Beamte seine Aufgabe und Pflicht redlich und nicht ohne Verdienst erfüllt. Außerlich hat auch Meister Joachim etwas von dieser Art, durch seinen Mangel an Temperament, an großen Gestaltungen, an packenden Wirkungen auf den Hörer. Mit der Zeit ermüdet das. Allein wir möchten darin am wenigsten einen Gegenstand der Kritik sehen. Das ist eben der individuelle Spielraum, in welchem die Weise großer, scharf gezogener und die Weise feiner, stiller, zarter Wirkungen dann gleichberechtigt neben einander stehen, wenn eine jede im übrigen künstlerisch bedeutend wirkt. Und das ist eben bei Joachim der Fall. Hat man sich einmal, wie die Augen sich in einer Dämmerung allmählig zurechtfinden, auf das Beobachten blasser Nuancen eingerichtet, dann geht einem in dem Reichthum der Nuancen jenes Meisters allerdings eine eigene Welt auf. Die Fülle von Abstufungen des Stärker und Schwächer, die Joachim schon in den ersten Takten eines Themas erschließt, ist üppiger als das, was ein anderer in einem ganzen Vortragsstück an Unterschieden herausbringt. Und dadurch wird die Wiedergabe des Werkes in einer Weise „sprechend“, daß damit wirklich etwas von innen herausgesagt ist und als innerlich wirkt.

Sehen wir nun von dieser letzten Absicht jeglicher produktiven und reproduktiven (d. h. ebenfalls produktiven) Kunstleistung ab, und sprechen wir einmal nur von den Mitteln zur Erfüllung jener Absicht, vom sogenannten technischen Können, so ist es keineswegs überflüssig, auf den hohen Betrag desselben bei jenem Meister und bei den maßgebenden Vertretern seiner „Schule“, die nun über weite

Kunstgebiete verbreitet ist, hinzuweisen. Er besitzt zwar nicht die Gegenwärtigkeit und süße Tonfülle Sarasates. Er läßt sich auch stets in einem kleineren Kreis von Vortragsstücken, so daß man nicht recht weiß, wie er andrem gerecht werden würde. Allein wer da weiß, wie heikel schon die sozusagen rein gymnastischen Anforderungen an das Violinspiel sind, welche entscheidende Bedeutung da vor allem die Beweglichkeit des Handgelenkes hat, der wird das Beobachten von Joachims Vogenführung nicht für eine gleichgültige Sache halten. Das ist einfach musterhaft und hat denn auch weithin als Muster gewirkt. Felix Gutdeutsch, der neulich in einem Solikonzert einige beliebte Kompositionen virtuoser Art vortrug, sitzt bereits durch eine Körperhaltung und durch eine Führung von Arm und Hand ab, die als Vorbild entschieden abzulehnen sind. Im übrigen ist der genannte Spieler einer von den vielen, die ihre Sache gelernt haben und gut machen, und denen hoffentlich nicht mehr viele nachfolgen werden. Es wird einem bange, wenn man sieht, wie so zahlreiche (meist nicht zum Zahlen reiche) Menschen ihre Existenz darein setzen, eine für sich allein belanglose Kunstspecialität ebenso tüchtig oder etwas gewandter durchzuführen als so und so viele vor ihnen. Daß sich einer oder eine zum Märtyrer eines selbständigen künstlerischen Strebens macht, kann Hochachtung erwecken und Unterstützung heißen; daß man aber sich und uns zum Märtyrer des Abspielens eines konventionellen Auschnittes aus der Tonkunst macht — davor darf doch wohl gewarnt werden. Gertha Geipelt, die das Konzert von Gutdeutsch mit Gesang füllte, ist andren Salanges. Zwar keine lodrende Flamme, aber eine von dem uns ebenfalls bekannten Typus einer im ganzen sympathischen Künstlerin, die durch braven Emsi und einige Wärme im Vortrag Minderwertigkeiten der Technik erträglich macht, auch wenn diese, wie hier, sogar im Unreinsingen, in unvollkommenen S-Launen usw. bestehen. Noch einige hübsche Kopfröne dazu, wie sie Zef. Geipelt hat, und „es geht an“.

Mehr interessanter mag uns die Frage, ob nicht Berlin durch solche stehende Faktoren wie das Opernhaus, die königliche Hochschule, im ganzen auch die Singakademie, zu einem gefährlichen Rückstand hinter den Provinz- und kleineren Residenzstädten gezwungen ist. Was man von außerhalb täglich an Fortschritten hört, macht immer aufs neue süßig. Um konkrete Beispiele zu nennen: da giebt es in Frankfurt und Dresden und Prag usw. neue Opern und Operetten, da bringt Mottl in Karlsruhe Unbekanntes und in großer Weise auch Bekanntes, da wirkt die Schweriner Oper wie eine geheime Quelle von Kraft für andre Kunstorte, da hört man von außerordentlichen Leistungen der dortigen Brünnhilde und Ortrud, Zef. Friede — und sollte dies alles nur eine Selbstüberhöhung lokalen Bewußtseins bedeuten? Wir lernen auch das als eine so gefährliche Sache, daß eine großstädtische Wachsamkeit gegen falsche Provinzmajestäten dringend notwendig ist, und könnten Beispiele davon geben. Nur daß all jenes so abzutun wäre, das kann unmöglich stimmen. Sonst stünden wir ja vor einer Welt, in der die Menschen und die Leistungen nach ihrem wahren Wert anerkannt würden.

sz.

Humoristisches.

— Naiv. Mama (zu ihrer jungen Tochter): „Wie konntest Du nur Better Max einen Kuß geben?“

— Tochter: „Ich stieg auf einen Stuhl und dann ging es!“

— Brennende Liebe. Sie: „... Sie sind also auch ein eifriger Anhänger der Feuerbestattung, Herr von Szombat?“

— Er: „Freilich, meine Gnädigste! Mit meiner Schwiegermutter zum Beispiel möcht ich am liebsten gleich einhaizen!“

— Vernünftiger Vorschlag: „Sehu's Herr Baron, jetzt wo die Fremden weg san, is eigentl am allerschönsten bei uns.“ „Gaben recht, Kofler, unbesreitlich, warum die Leute nich alle erst kommen, wenn der Fremdenrummel vorbei ist!“ — („Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Der Hamburger Senat beschloß, nach dem „Berliner Tageblatt“, einstimmig, dem Lyriker Gustav Falke, anlässlich seines 50. Geburtstages, ein Jahresgehalt von 3000 M. auszusprechen.

— Georg Meides Einakter „Märtyrer“ wird im kleinen Theater zur Aufführung gelangen.

— Einen Preis von 2000 Kronen schreibt die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien für das Jahr 1903 aus. Gefordert wird: die Komposition einer Oper, eines Oratoriums, einer Cantate, Sinfonie, Sonate oder eines Konzerts. Bewerberberechtigt sind alle Tonsetzer, die der auschreibenden Gesellschaft angehören oder innerhalb der letzten 10 Jahre angehört haben. Die Einsendungen sind anonym zu halten. Letzter Einlieferungstermin ist der 15. September 1903.

— Große Lachsraucherereien sollen an der sibirischen Küste, Alaska gegenüber, gegründet werden. Die Unternehmer rechnen mit dem Fehlen von Arbeitergeehlen und Verboten für Verwendung chinesischer Arbeiter; Kulis könnten in großer Zahl aus dem nahen China herangezogen werden.